

„Ernährung während und nach dem Krieg“

Vortrag und Wortmeldungen der Teilnehmer

Vortrag gehalten von Adolf Schmedding:

Ich bin Jahrgang 1928 und stamme aus Danzig. Die Familie spielte eine wichtige Rolle bei uns. Vor dem 2. Weltkrieg, also zu Friedenszeiten, war es überhaupt kein Problem, eine Familie mit acht Personen täglich zu versorgen. Zu unserer Familie gehörten die Eltern, vier Kinder und zwei Hausgehilfinnen. Das Zusammenleben im polnischen Korridor war gut, es gab keine Feindseligkeiten.

Aber ich weiß noch, welchen Aufwand, welche Sorge unsere Mutter später gehabt hat, um ihre Familie täglich mit Essen zu versorgen.

Im September 1939 begann der Krieg. Mit der Einführung der Lebensmittelkarten zu Beginn des Krieges wurden die Rationen zwar etwas schmaler, aber für uns Kinder war das Essen noch gut und reichlich.

Zwei meiner Geschwister wurden sofort eingesetzt: Eine Schwester und ein Bruder. Sie blieben im Krieg. Wir selbst haben nicht geglaubt, dass wir erfolgreich sein könnten. „Das ist der Anfang vom Ende.“ sagte meine Mutter am dritten Kriegstag.

Trotzdem waren wir Jugendlichen motiviert, wir wollten erfolgreich sein. Meine Dienstzeit als Flakhelfer begann im Alter von 15 Jahren am Ende des Jahres 1943. Ich weiß immerhin, dass die Verpflegung an der Heimatfront (Flakhelfer in Danzig) gut und reichlich war. Zuhause wurden wir manchmal um die Ernährung beneidet.

Aber gewandelt hat sich die Verpflegung nach dem Krieg bis zur Einstellung der Lebensmittelkartenpflicht um 1948.

Nach dem Krieg zogen wir Richtung Westen. Meine Mutter war mit meinem jüngsten Bruder unterwegs. Uns anderen Familienmitgliedern steckte sie jedem eine Adresse von Familienmitgliedern im Westen in die Tasche. Das war sehr hilfreich für den Fall, dass wir uns verlieren würden. So stand ich dann tatsächlich in Hamburg-Rahlstedt bei Verwandten vor der Tür. Dort war großes Erstaunen: „Wo kommst du denn her?“ Ich hatte mich allein durchgeschlagen.

Meine Familie (ohne meine gefallenen Geschwister) hat nach dem Krieg in Rissen eine neue Heimat gefunden. Beim Essen mangelte es an der Menge und an der Qualität. Wir kamen nicht immer mit vollem Netz vom Einkauf nach Hause.

Lange Zeit erhielten wir noch ein Schulbrot für den Vormittag von zuhause. Ein Hinweis sei erlaubt: Es wurde schon auf dem Schulweg verzehrt, die Fahrt mit der Dampfbahn von Rissen nach Blankenese hat es nicht überstanden.

In der Schule gab es zur großen Pause eine wohlschmeckende Suppe aus Spenden vom Ausland (Schwedenspeisung).

Es dauerte eine lange Zeit bis unsere Familie als Neuankömmlinge Verbindungen aufgebaut hatte, um Tauschbeziehungen mit den „Altrissenern“ eingehen zu können.

Wir Geschwister versuchten, etwas zu erbetteln. Mein Vater war als Soldat mit der Versorgung der Soldaten an der Front betraut gewesen. Er hatte also Erfahrungen gesammelt. Gegessen wurde, was auf den Tisch kam. Es durfte nichts weggeworfen werden.

Schließlich hatte unser Mutter eine Idee: Sie fragte in einem Lokal nach einer Beschäftigung. Die Tätigkeit umfasste die Entgegennahme des Wunsches, Service und Abrechnung. Es erfolgte eine Zusage, da sie gut mit den Wirtsleuten auskam. Es war das Forsthaus „Waidmannsruh“ im Klövensteen. Es war 1926 von Förster Gustav Laube erbaut worden. Er betrieb die Schankwirtschaft zusammen mit Anna Westphal. Früher war die Adresse Kohdrift, heute Klövensteenweg 203.

Zu bewundern ist, dass unsere Mutter diesen Weg fast täglich machen musste, um für die Familie etwas Essbares aus der Küche des Lokals mitzubringen. Es waren fast zwei Kilometer für eine Strecke. Sie brachte fast immer einen Topf Suppe für die Daheimgebliebenen mit. Dies war eine wunderbare Ergänzung zu unseren Essensrationen. Die Qualität war nicht umwerfend, aber wir waren dankbar. Es wurde immer gleich geteilt. Meine Eltern haben sich dafür eingesetzt, dass Gerechtigkeit in der Familie und unter uns Geschwistern herrschte. Herummäkeln haben sie nicht erlaubt.

Es folgte ein sehr lebhafter Austausch.

Wortmeldungen der Teilnehmer:

Frau K.:

Die Lebensmittelmarken waren nur für die Grundnahrungsmittel. Nach jeweils 10 Tagen gab es neue Marken. Da standen immer lange Schlangen in den Läden. Es wurde auch viel Schund verkauft ab dem Ende des Krieges.

Frau ?:

Kartoffeln waren unser Grundnahrungsmittel. Wir hatten fast immer Hunger. In Uetersen im Rosarium wurden Kartoffeln angebaut.

Frau T.:

Und dann nach der Währungsreform – plötzlich war alles da?

Frau Be.:

Wir hatten zwar Lebensmittelkarten, aber kein Geld.

Herr B.:

Das war selten.

Frau M.:

Ich erinnere vor allem das Schlangestehen.

Frau K.:

*Es gab eine Unterteilung der verschiedenen Lebensmittelmarken:
Kleinkinder, Kinder, Jugendliche, ...*

Zigarettenmarken gab es extra (für Mädchen und Frauen war das auch unterschiedlich)

Nach dem Verkauf mussten wir die Marken abgeben und erhielten dafür die Bezugsscheine für neue Waren für den Laden.

Frau Be.:

In Uetersen haben wir von einem Freund ein Stück Acker in der Marsch erbeten. Das haben wir dann beackert.

Aus den Kartoffeln konnten wir auch Kartoffelmehl herstellen.

Herr Br.:

Wir hatten auch Schülergärten. Ich weiß noch, dass die letzten Kartoffeln nicht gegessen werden durften. Sie wurden im nächsten Frühjahr wieder ausgelegt.

Frau G.:

Wir haben drei Jahre lang auf einem Segelboot gelebt. Acht Monate habe ich zwei Kinder genährt. Ich war nur noch Haut und Knochen. Deshalb bekam ich dann etwas mehr.

Unten im Boot hatten wir Steckrüben gelagert. Aber die Hälfte ist verfault.

Das sogenannte Heißgetränk wurde mit Mehl vermischt – das ergab eine Fruchtsuppe. Konnte man etwas mehr Mehl zufügen, wurde es Marmelade.

Wir haben viel gehungert.

Ich hatte einen Traum: Einmal im Leben einen Pudding aus einem Liter Milch ganz für mich allein!

Frau B.:

Wir hatten Schrebergärten am Dammtorbahnhof. Da mussten wir nachts aufpassen, damit nichts gestohlen wurde.

1946 wurde uns die Frage gestellt, was wir brauchen.

Wir antworteten: Korn

Die Amerikaner schickten uns Mais.

Die Bäcker wussten nichts damit anzufangen, denn es wurde nur Klitschbrot.

Ich hatte für meinen Bruder Brot beschafft und fuhr deshalb täglich zu ihm ins Krankenhaus, um ihm eine Scheibe zu bringen. Das Maisbrot schimmelte ganz schnell.

Herr K.:

Wenn die Felder abgeerntet waren, durften wir abstoppen gehen.

Herr Dr. B.:

1942 gab es im Deutschen Reich einen Sicherheitsdienst der SS. Sie hatten viele Spitzel. Die Schlangen vor den Geschäften konnten als Quelle genutzt werden. Bei diesen Meldungen wurde Klartext geredet. Sie meldeten nach oben, dass das Stimmungsbarometer runter ging durch die Zuteilungen. Das Stimmungsbild war schlecht.

Der Sicherheitsdienst bemerkt mit Unbehagen: Die Bevölkerung beurteilt die Erfolge der Wehrmacht nur nach der Versorgung. Wie wird es erst im Winter werden?

Die Lebensmittelkarten wurden sehr knapp.

Die Kinder bekamen kein Schulbrot mehr mit, sondern Pellkartoffeln und Salz.

Die Beziehungen zum Militär waren sehr gut. Mancher Vater, der auf Urlaub nach Hause kam, konnte aus dem Offiziersheim so manches ohne Marken mitbringen.

Der Sommer war gut oder nicht, je nachdem wie im Herbst die Ernte ausfiel.

Herr W.:

Die Ukraine war doch die Kornkammer Russlands. Die Soldaten brachten ganze Rucksäcke voller Nahrungsmitteln mit. Auf dem Lande hatten wir genug zu essen. Alle Grünstreifen an den Rändern der Felder waren damals gemäht als Futter für die Kaninchen. Wir hatten auch zwölf Hühner und konnten noch Eier zum Gemüsehändler bringen.

Herr B.:

Während des Krieges ging es uns relativ gut. Ich habe einmal eine Gans aus Russland mitgebracht.

Frau B.:

Wir haben viel gehungert.

1948 – noch vor der Währungsreform – haben wir einmal Rohwolle abgegeben. Wir sollten Stoff dafür bekommen, aber nicht vor der Reform. Meine Mutter war hartnäckig, sie bekam den Stoff.

Frau G.:

Wir hatten einmal Kartoffeln bekommen. Meine Schwiegermutter stopfte sich eine ganze Kartoffel auf einmal in den Mund.

Frau M.:

Wir haben einmal 250 g Butter mit Schmuck sehr teuer bezahlt. Aber mein kleiner Bruder war krank. Die Butter war sehr wichtig.

Herr Br.:

Mein Vater wurde bestraft, weil er außerhalb seines Bezirkes erwischt worden war.

Herr Dr. K.:

Ich erinnere mich an falsches Marzipan. Das war 1948/49. Es musste gleich aufgegessen werden. Es wurde aus Gries, Mehl, Zucker, Haferflocken und Bittermandelöl gemacht.

Herr G.:

Bis zur Gefangenschaft in Russland habe ich nicht gehungert. Wir lebten in Teterow, einer Kleinstadt in Mecklenburg. Wir hatten einen Garten am Haus und einen Pachtgarten – die sorgten für unsere Grundernährung. Von Opas Bienen konnten wir Honig abliefern und bekamen Zucker dafür. Der war allerdings bitter, die Bienen mochten ihn nicht, aber wir machten uns Zuckerwasser daraus. Wir sammelten Bucheckern – dafür bekamen wir Zusatzscheine für Öl oder Fett.

Bis 1942 haben wir ein Schwein gefüttert, dafür wurde extra ein Stall gebaut. Auch Hühner hatten wir und Kaninchen im Stall. Wir hatten auch mal Enten. Dafür haben wir die sogenannte Entengrütze vom Teich gefischt und ihnen gefüttert.

Schlagsahneersatz war Hühneriweiß mit Apfelmus. Wir haben Kartoffelmehl selbst gemacht. Ich erinnere mich auch an Bratkartoffeln mit Kaffee.

In der Schule haben wir Heilkräuter gesammelt und auf dem Schulboden getrocknet. Im Sommerlager der Hitlerjugend wurden Himbeeren gesammelt. Die gaben wir in der Fabrik ab und bekamen Marmelade dafür.

Ich habe noch ein altes Rezept zum Seife kochen gefunden:

„1 kg Seifenstein (ein Gemisch aus Ätznatron und Soda), 4 l Wasser, 3 kg Fettabfälle kocht man eine Stunde, weitere 3 l Wasser und 3 Hände Kochsalz drin auflösen. Wenn sie dann noch nicht rein ist, wird sie weitere 2 Stunden gekocht.“

Ab 1943 war ich bei der Marine. Dort hatten wir genügend zu essen. Als Jugendliche bekamen wir täglich extra Milchsuppe.

Ab Februar 1945 war ich in russischer Gefangenschaft. Dort haben wir

gehungert. Wir haben alles Essbare gegessen. Wir haben Frösche gesammelt, aber da war nicht viel dran. Aus Zuckerrübenschnitzeln und Sauerkraut kochten wir uns Suppe.

Herr Dr. K.:

Ich erinnere mich noch an die Tauschgeschäfte. Nach dem Krieg roch es auf dem Bahnhof immer nach Hering. Im Osten wurden Perlonstrümpfe mit Naht gegen Heringe getauscht.

Herr B.:

Danzig war doch eine freie Stadt. Welche Staatsbürgerschaft hatten sie eigentlich?

Antwort:

1938 gab es eine Abstimmung. Sie stimmten für die deutsche Staatsbürgerschaft.

Herr B.:

Der Winter 1946/47 war ein sehr kalter Winter.

Herr Br.:

Ja, wir waren Stubben roden. Und manchmal haben die Züge angehalten, dann haben wir Kohlen heruntergeworfen. Bei einem Kindergeburtstag nahm ich als Geschenk zwei Briketts mit.

Herr K.:

Es wurde nichts weggeschmissen. Ranziger Speck wurde gebraten.

Herr Br.:

Mein geheimer Wunsch war: Einmal nur Speck essen. Heute wird der Speckrand abgeschnitten.

Frau G.:

Ins Badehaus mussten wir auch Briketts mitbringen.

Herr K.:

Ich lag blau gefroren in der Wiege. Mein Vater war Lotse. Er hatte Lebertran in Weinflaschen.

Meine Mutter hat Weizen aus der Elbe gefischt, sie hat den Sand ausgesiebt, den Weizen getrocknet und in der Kaffeemühle gemahlen und mit Lebertran gebraten.

Frau H.:

Steckrüben sind heute bei älteren Menschen unbeliebt.

Damals haben wir aus Milch Dickmilch gemacht und mit Brot gegessen.

Frau ?:

Ich komme aus Büsum aus einer Landwirtschaft. Von Fischen und Krabben wurde Lebertran gemacht. Jedes Haus roch damals nach

Lebertran.

Jeden Abend gab es Hafermilchsuppe. Wir hatten keinen Hunger, aber später hatte ich eine Abneigung gegen bestimmte Gerichte.

Beim Schweinschlachten wurde gemogelt. Weil nur ein Schwein geschlachtet werden durfte – es wurde kontrolliert und mit einem Stempel versehen – kopierte der Bauer den Stempel mit einem gekochten warmen Ei auf ein weiteres Schwein.

Herr G.:

Einmal passierte es, dass der Bauer versehentlich zwei Schweinehälften mit je einem Schwanz zur Abnahme präsentierte.

Herr W.:

Auch Dosen bleiben nicht immer gut. Manchmal kann „der Deckel hoch kommen“. Freunde sind dann in den Garten gegangen und haben das Fleisch lange gekocht.

Herr K.:

Ja, verdorbenes Fleisch kann man essbar machen.

Frau G.:

Meine Schwiegereltern haben einmal ein kleines Ferkel gekauft. Sie gingen damit in den Wald, um es zu schlachten. Meine Schwiegermutter stand Wache. Dann kam tatsächlich einer und fragte: „Habt ihr es denn auch bezahlt?!“

Frau M.:

Wir bekamen damals Carepakete. Da war auch Bohnenkaffee dabei. Und ich habe versehentlich die Kaffeekanne umgekippt. Aber die Eltern waren nicht böse.

Herr Z.:

Bei uns bekam der Schornsteinfeger Bohnenkaffee. Andere durften nur daran riechen.

Aufgezeichnet: Maritta Henke

30.09.2017